

Hermann Gerstner

## Max Dauthendey und Franken

»Nenne nichts auf Erden mein  
Von dem großen Heimatgrunde,  
Als den Regen nur allein  
Und den Nebel in der Runde.

Graues Heimatnebelland,  
Bin dir immer treu geblieben,  
Nirgendwo ich Ruhe fand,  
Heimweh hat mich heimgetrieben.»

Max Dauthendey

\*\*\*

»Bin dir immer treu geblieben« – mit diesen Worten hat Max Dauthendey die immerwährende Liebe zu seiner fränkischen Heimat bekundet, und so möge denn, wenn von Dauthendey und seinem Verhältnis zu Franken die Rede sein soll, dieser Vers wie ein Leitmotiv voranstehen. Der Dichter, der zeitlebens wie kaum ein anderer vom Fernweh getrieben und von der Magie der Weite verlockt über die sieben Meere fahren mußte, trug dabei stets das Bild der Heimat in seinem Herzen. Die Treue zur Landschaft seiner Herkunft war für ihn etwas Lebendiges, etwas Unverwelkliches. Ihm widmete er zahlreiche Werke in Vers und Prosa, so daß Max Dauthendey in die Geschichte der Dichtung nicht nur als Dichter exotischer Impressionen und Empfindungen, sondern auch als Verherrlicher seiner Frankenheimat eingegangen ist.

Dabei stammte Max Dauthendey keineswegs aus einer eingewanderten fränkischen Familie. Seine Mutter war in dem altrussischen St. Petersburg geboren, ihre Vorfahren waren als deutsche Kolonisten zur Zeit Peters des Großen eingewandert. Und der Vater war mit dreiundzwanzig Jahren aus Deutschland nach Rußland gekommen, wo er die Anfänge der fotografischen Kunst, die sogenannte Daguerreotypie, einführte. Unglücksfälle und

Heimweh veranlaßten nach langjährigem Aufenthalt den Vater Dauthendey, Petersburg zu verlassen. Es war mehr eine zufällige Fügung des Schicksals, daß sich der Vater im Jahre 1864 in Würzburg niederließ, wo er ein fotografisches Atelier begründete. In der alten wundersamen Frankenstadt wurde Max Dauthendey am 25. Juli 1867 geboren. Würzburg und seine landschaftliche Umgebung vermittelten dem Kind die ersten, und wie sich später zeigen sollte, unvergeßliche Eindrücke.

Hier erlebte er mit schönheitstrunkenen Augen »den sanften Main, der am Fuße des Marienberges unter steinernen Brücken leicht rauschend hingleitet«. Als Knabe sah er die Ringparkanlagen anpflanzen, die sich jetzt wie ein grüner schmückender Gürtel um die Altstadt ziehen. Auf den Spaziergängen mit dem Vater lernte er die von Balthasar Neumann erbaute majestätische Schönbornresidenz kennen, in der Theaterstraße zeigte man ihm die Rokokobauten, die Heiligenstatuen und Marienbilder, das Theater, das ernste ehrwürdige Bürgerspital – da sah er in der Morgenfrühe des Sonntags die Milchwagen, die Bäcker- und Metzgerburschen und nicht zuletzt die frommen Kirchgänger. Gern führte dann der Vater seinen Jungen in den Hofgarten hinter das Residenzschloß: lieblich erblühte der Park mit den Terrassen, den Rokokolauben, den Freitreppen und Ulmengängen, und es weiteten sich »ganz im Tau die hohen Wiesen, besät mit gelbem Löwenzahn und weißen Margarethenblumen. Nie hat Dauthendey diese als Kind geschauten Laubengänge in der Taufrische des Morgens vergessen, diese Wiesen mit den mythischen Steinfiguren, wo Salbei und Türkenklee vom Gesumm der Bienen umtönt waren. Huldvoll prägten sich solche Morgenspaziergänge im

94 5 36

Mai oder Juni in das empfängliche Gemüt des Heranwachsenden ein.

Aber auch die andere Mainseite wurde ihm bald vertraut, jenes älteste Stadtviertel, das sich mit engen Felsengassen an den Marienberg lehnt. Da war die alte ehrwürdige Burkarduskirche mit dem dunklen gleichnamigen Stadttor zu sehen – da stand auch noch ein »schauerliches« Gebäude, wie der Dichter später sagte, ein Haus, in dessen Hof die Hinrichtungen stattfanden. Wenn der Scharfrichter zu seinem Amte gerufen wurde, läutete oben vom Dachstuhl das Armensünderglöckchen. Freundlicher, romantischer als dieses Verließ des Todes schien dem Knaben eine nahe gelegene Schmiede zu sein, wo der emsige Hammer jedesmal auf den Amboß niederdröhnte, sooft die Augen des Jungen in die funkensprühende Werkstätte hineinspähten. Burkarduskirche, Hof der Hinrichtungen, feurige Schmiede – auf engem Umkreis standen diese Stätten beieinander, sie gaben dem nachdenklichen Knaben Gedanken an Gott, an Schuld und Tod und an die Arbeit der Werkleute. Und wenn er dann durch den finsternen Hohlweg des Burkardertores hinaus trat und droben auf der Höhe das Käppele, das kirchliche Meisterwerk Balthasar Neumanns, sah, dann verwoben sich wieder Landschaft und Architektur zu einem einheitlichen Bild, das der Dichter auch später nicht vergaß, wo er das Käppele als eine »prächtige Rokokokäppelle« rühmt, »die oben auf dem Nikolausberg mit vielen bauchigen Kuppeln die Beter empfängt.«

Bei aller Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit hätte der Knabe die Umwelt doch nicht so tief in seine Seele eingepägt, wenn er nicht in dieser Landschaft die Liebe der Mutter, den führenden Sinn des Vaters, die trauten Dämmerstunden mit den Schwestern und den Schicksalsweg eines problematischen Bruders erlebt hätte. Erst durch diese menschlichen Erfahrungen und Bindungen wurde er mit dem Ort seiner Geburt so eng verknüpft, daß ihm die Gassen, Plätze und Straßen der Stadt, der alte Fluß, die Hügel ringsum, die Weinberge, Wiesen und Wälder in Frankens Herzmitte zur Heimat wurden. Noch später, als ihm in dieser geliebten Stromlandschaft des Maines nichts gehörte als »das kleine Viereck Erde des Familiengra-

bes da draußen im Friedhofsgrunde« zu Würzburg, war dies alles *seine* Stadt, *sein* Land, ja er schaute in diesem Umkreis die Menschen seiner Liebe. Auch die Toten, die er hier begraben mußte, blieben in seiner Erinnerung am Leben, er sah sie die fränkische Luft atmen, sah sie über den fränkischen Boden gehen und vernahm dabei die vertrauten Worte der Heimat.

Denken wir dabei zuerst an seine Mutter! Ihr verdankt Dauthendey die Verbundenheit zu dem »Neue Welt« genannten Gutshof, der oben auf der Halde des Nikolausberges gelegen einen prachtvollen Blick auf die Flanke des Würzburger Festungsberges mit dem berühmten Leistenwein und dann unten im Tal auf die turmreiche Stadtmitte freigibt. Das Gut, das noch heute besteht und mit seiner Aussichtsterrasse, den Kastanienbäumen und Fliederbüschen den Dichter immer wieder herbeilockte, beherbergte seinerzeit mehrere Sommer lang Dauthendey's kranke Mutter. Die im meernahen Petersburg geborene Frau vertrat die heiße Kalkluft des Würzburger Talkessels nicht und suchte da droben im frischeren Odem der fränkischen Höhe Linderung ihres Kehlkopfleidens. Der kleine Max verbrachte dort manche Tage im Spiel mit der Mutter. Er lauschte den Stimmen der nahen Wälder, hörte Trompeter und Trommler vom Marienberg her und folgte mit seinen Blicken dem Laufe des Maines, der sich unterhalb der Stadt in einer großen Krümmung gegen Norden hinwendet. Behutsam trat Max in dieser Umgebung oft vor die leidende Mutter, sie schien in ihrer leisen Art der Landschaft eingefügt zu sein. Mild und sanft führte sie den Sohn ins Leben, »so wie ein blauer stiller Frühlingshimmel die Knospen herauslockt«. Droben auf der Steinterrasse vor dem Gutshof sah Dauthendey auch seine Mutter zum letzten Male. Es war ein Junitag des Jahres 1873. Max war noch nicht sechs Jahre alt. Auf einem Feldbett lag die Leidende draußen im Freien. Am Abend, als sich Max von ihr verabschiedete, um in das Tal zur Stadtwohnung hinabzugehen, gab sie ihm einen letzten Kuß. Am nächsten Tag verschied die Mutter, ohne ihren Sohn noch einmal gesehen zu haben. So war die »Neue Welt« auf dem fränkischen Nikolausberg oberhalb der Stadt Würzburg zum

ersten Schicksalshaus im Leben Max Dauthendey's geworden. Wie oft kehrten seine Gedanken auf dem romantisch düsteren Leutfresserweg, der schluchtartig zwischen Feldern, Büschen und Wolfsmilchstauden emporführte, in das Leidenszimmer der Mutter zurück: nie vergaß er, daß dort auf einem runden Tisch eine Glasschale gestanden war, gefüllt mit Pfingstrosen, die sich langsam entblätterten.

Nach dem Tode der Mutter, etwa 1874 entstand dann unten im Tal ein zweites Schicksalshaus, durch das Max Dauthendey's Heimatgefühl verstärkt wurde. Es war die Grün- derzeit, in der sich das alte Würzburg weitete und dehnte. Auch der Vater von Max entschloß sich, aus der Wohnung in der Büttner- gasse auszuziehen und für sein größer wer- dendes fotografisches Atelier sowie für die heranwachsenden Kinder ein eigenes Haus zu bauen. Es sollte in der neu werdenden Kaiser- straße stehen. Vater Dauthendey war ein sehr sorgfältiger, genauer Bauherr. Staunend erlebte sein Sohn, wie der Vater alles über- wachte, wie er die Güte des Materials unter- suchte und die Leistung der Handwerker überprüfte. Mit diesem Haus, das man im Mai 1876 bezog, schien die Familie ihre endgül- tige Heimat gefunden zu haben.

Wenn auch die damaligen Schuljahre für Max Dauthendey nicht sehr glückbringend vergingen – einmal brannte er aus Angst vor einem strengen Lehrer sogar nach Aschaffen- burg durch – so festigten sie doch seine Ver- bundenheit mit der heimatlichen Landschaft. Bei jugendlichen Spielen lernte er droben auf der »Neuen Welt« seine Lebensfreundin, die Malerin Gertrud Rostosky kennen. Und drun- ten im Vaterhaus war er den Schwestern, die ihm Märchen erzählten, oder dem Bruder, mit dem er für Weihnachten ein Kaspertheater baute, nahe. Es war sicher eine gemütvolle Welt. Aber keine Stätte des reinen Idylls. Denn in dieser umhögten fränkischen Stille brodelten immer verwirrt die Lebenspläne des zum jungen Mann heranwachsenden Max. Einmal wollte er schon damals die ferne Insel Java ansteuern, die als »wunderbares Tropenland« vor seinen Träumen stand, zu hundert anderen Malen sehnte sich Max, der als Fotograf im väterlichen Beruf arbeiten

sollte, fort aus der »Goldmühle« des Ateliers. Bald wollte er Maler werden, bald schwärmte er von einem heimlichen Dichtertum, es war die Zeit, da er sich von der Heimat scheinbar löste, da die äußere Umwelt verblaßte, wäh- rend mehr und mehr seine innere Berufung zur Klarheit und Klärung drängte. Es war die Stunde der Unruhe, des Aufbruches.

So führte ihn nach dem Abschluß des so- genannten »Einjährigenexamens« im Frühjahr 1886 zum erstmaligen mehrmonatigen Reise von der Heimat fort, er lernte Nord- deutschland kennen, Dresden, Berlin, Wei- mar. Dann arbeitete er wieder drei Jahre in einer lithografischen Anstalt und im väterli- chen Atelier – freilich nur widerwillig. Wohl spürte er auch damals die freundliche Schön- heit und den Glanz der Heimat – aber immer drangvoller wurde die schöpferische Kraft, in ihm, er schrieb jetzt in den Nächten seine dichterischen Träume nieder und sehnte sich in eine Umgebung, wo er »in seine ihm ei- gene, von seinem Schicksal ihm vorgeschrie- bene Richtung wachsen« konnte. Im Frühjahr 1889 trat er in ein fotografisches Atelier in Genf ein, dort blieb er ein Vierteljahr und ver- vollkommnete sich in der französischen Sprache. Im Sommer floh er plötzlich ohne große Vorbereitung, und ohne daß es der Va- ter wußte, zu den mütterlichen Verwandten nach Rußland. Ein halbes Jahr später kehrte der Zweiundzwanzigjährige zu dem siebzig- jährigen Vater zurück, um es in der Heimat noch einmal zu versuchen.

Aber es zeigte sich bald, daß sein Glück nicht auf der Übernahme des väterlichen Ge- schäftes beruhte. Es kamen die entschei- dungsreichen Jahre 1890/91. Damals war Max den Philosophie- und Medizinstudenten Arnold Villinger und Siegfried Löwenthal in schwärmerischer Freundschaft verbunden. Im herzlichen Umgang mit ihnen erlebte er das fränkische Jahr im Erläuben, im Som- mern und Verwelken. Die Auseinanderset- zung mit dem Vater trieb dem Höhepunkt zu. Max Dauthendey wurde sich seiner dichteris- chen Berufung gewiß, aber unter der Last des Zwiespaltes zwischen dem strengen Brot- beruf und der Verlockung eines freien Dicht- tertums brach er zusammen. Da geleiteten die Freunde Villinger und Löwenthal den Kran- ken in die Zufluchtsstätte der »Neuen Welt«.

Dort, wo vor Jahren die leidende Mutter auf der Terrasse umsonst Heilung gesucht hatte, erlebte nun Max Dauthendey, umhegt von der treu verbundenen Familie Rostosky, die heilende Kraft des fränkischen Frühlings. Das Wiesengrün war um ihn, das Vogelvolk trieb sich durch die Zweige, der Wind trug das Läuten der hundert Glocken aus der Stadt herauf – all seine heilsame Kraft entfaltete das höhere steigende fränkische Jahr.

Nun konnte der wieder Genesene, als er in das Tal zur Stadt heimkehrte, erneut von dem »lieben Würzburg« sprechen, er erlebte heiterer und gesunder die froh erregte, farbenblendende Heimat an der Schwelle zur Sommerreife, er fühlte wieder das Dasein im vertrauten Umkreis wie ein »kräftig freies Wogen und Rauschen«. Er war frisch und schaffensfroh, zeichnete für einen Jubiläumstag des Vaters ein Bild und arbeitete an seinem Roman »Josa Gerth«, der nach den jugendlich dichterischen Versuchen sein erstes größeres Werk werden sollte – eine Arbeit, die auch später in die sechsbändige Gesamtausgabe des Albert Langen-Verlages aufgenommen wurde.

Es ist eine besonders schöne Fügung, daß der entscheidende Entschluß Dauthendey's, sein Leben ausschließlich dem dichterischen Werk zu widmen, in der Heimat gefaßt wurde. Es war ein kühner, ja in vieler Hinsicht gefährlicher Weg, den Max Dauthendey beschritt, ein Weg, der an den Abgründen der Mittellosigkeit, der Armut, der Schulden vorbeischrift, ja ein Weg, der oft in die äußerste Not führte. Aber es war sein Schicksalsweg, auf dem ihm und seinen Freunden ein bedeutungsvolles Werk zuwuchs. Diesem Werk opferte er jegliche äußere Lebenssicherheit. Er war wie ein Vogel, dem es genügte, seine Lieder zu singen und der nicht fragte, wo am nächsten Tag die Wegzehrung liegen mochte. Diesen schweren Entschluß zu einem freien Dichtertum zu fassen – ihn zu fassen gegen den Willen des lebensklügeren und sorgenden Vaters – das war wohl auch einem Max Dauthendey nur auf dem sicheren Grund der Welt möglich. Sie gab ihm doch den Glauben ein, daß er in der Weite, in die es ihn fortan zog, nie ganz verlassen wäre, solange noch da das Vaterhaus in der Kaiserstraße und droben

auf dem Nikolausberg die »Neue Welt« standen.

Hier auf dem festen Grund der Jugend erlebte er noch die Freude, daß seine Erstlingsnovellen in Zeitschriften gedruckt wurden, hier bestätigte ihm der wachsende Roman »Josa Gerth« seine dichterische Kraft. Diese Geschichte eines bewegten Frauenlebens sollte ihn auch gegenüber dem zweifelnden Vater ausweisen, von dem er jetzt mehr Zeit für seine schriftstellerischen Neigungen erhielt. Freilich, er mußte trotzdem noch viele heimliche Nachtstunden auf seinen Roman verwenden. In dieser Jugendarbeit, die von künstlerischen und religiösen Auseinandersetzungen erfüllt ist, zeichnen sich nicht nur eigene Entwicklungslinien des Dichters auf dem Wege zu seiner allbeseelten »Weltfestlichkeit« ab, es sind auch in farbiger impressionistischer Art viele Naturstimmungen aus dem Würzburger Umkreis in das Buch eingegangen. Wie heißt es da: »Ein lightsatter Sommertag startete groß, hell, mit unbarmherzig weitgeöffneten Augen über die Felder und Höhen. Würzburg, die Festung Marienberg, das Käppele und im Leistengrund die weißen und roten Mauern und Dächer lagen zum Greifen nahe.« In solchen und vielen anderen Sätzen sind es die Erinnerungsbilder der fränkischen Landschaft, die dem jungen Dichter die Worte eingaben. Wie farbenprächtig etwa schilderte er in »rosiger Abendstimmung« den Blick oben vom Käppele aus auf die Stadt im Tal und den durchströmenden fränkischen Main. »So hatte Josa Gerth das Wasser noch nie gesehen, so bunt, so wechselnd. Der Himmel badete all sein Leuchten darin. Ein weiches Silberblau und rauchdüstere Violett und matte, bleierne Wolkennebel, durchglommen von lüstemem Weinrot, wie Frauenlachen. Aber dann plötzlich blank wie Metallspiegel und nun wieder schillernde, stechende Irisfarben, giftig und tückisch, das ruhige Licht mit wirren Spiegelungen ätzend. Die Sonne sank. Gelbbraune und graue Töne glitten kühl über die Stadt, über den Höhen am Horizont schlang der Abendschein flackernde Rotglut. Zwischen den Bergeinschnitten quollen Lichtströme von Westen nach Osten und füllten die Täler mit goldenem Dunst und sich müde dehnendem Schattenblau.«

Ein Farbenrausch diese Worte – so als wollte der Maler Dauthendey die Pracht des Sonnenuntergangs mit dem Pinsel festhalten. Man könnte aus diesem Roman »Josa Gerth« noch zahlreiche Schilderungen und Darstellungen von Bauten und Landschaftsstimmungen als Zeugnis dafür anführen, wie verliebt der jugendliche Dichter alle Formen seiner Heimat betrachtete und wie innig er sich mühte, ihren Schimmer und ihr Schillern aus seinen Worten widerstrahlen zu lassen. Ob er die Farben des Mondes mit seinen Worten malt, ob er die Umrisse der nächtlichen Festungsfelsen nachzeichnet, ob er die »weißlichen Kornfelder«, die wasserblauen Kleestreifen“ und den »Goldschaum« der Weinberge rühmt – immer erkennt man, daß diese Landschaft für Dauthendey nicht einfach Hintergrund ist. So wie die heimatliche »Flammenwelt in Farben und in Düften und in Tönen« für die Romanheldin Josa Gerth zu einer trostreichen Quelle stillen ernstesten Glückes wird, so reifte ja auch der jugendliche Dichter unter dem erlösenden blauen Frankenhimmel zu seiner Lebensaufgabe.

Als Dauthendey an der Jahreswende 1891 auf 92 zu seinen Wanderjahren aufbrach, die ihn dann bis zum Jahre 1905 kreuz und quer durch Europa und 1897 sogar nach Mexiko trieben, war dies nicht etwa eine innere Abkehr von seiner Heimat. Oft kehrte er auch in diesen Jahren in das Frankenland und besonders nach Würzburg zurück. Hier war er im Dezember 1893, im August 1895, im April 1896 – ja auch in den folgenden Jahren bis 1901 kam er alljährlich für kürzere oder längere Zeit in die Stadt seiner Geburt und namentlich die »Neue Welt« droben auf dem Nikolausberg schenkte ihm immer wieder den Blick in den leuchtenden Frankenhimmel und auf die reifenden goldenen Fluren. Wohl tranken seine Augen auf dieser Wanderschaft begierig die Bilder der Ferne: er lernte die Städte Berlin, München, Paris, London, Stockholm, Kopenhagen, Hamburg, St. Petersburg, Neapel, Florenz, Athen und dann überseeische Städte wie Mexiko, New York, Philadelphia und zahllose andere kennen, er sah Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Italien, Griechenland, er erlebte die glutheißen Tage der mittelamerikanischen

Tropen – er hungerte stets nach neuen Ansichten, Bildern, Eindrücken und wurde nicht müde, die Farben der Welt zu schauen und zu verherrlichen – aber bei aller Zuneigung zur fernen Pracht erlosch nie in ihm die liebende Glut zu den Stätten seiner Herkunft. Auch wenn ihm die Heimat für seine schweifende Weltlust zu eng geworden zu sein schien, so liebte er doch immer nach seinem eigenen Bekenntnis »den Kulturreichtum« der altfränkischen Heimatstadt.

Und als er seine Frau, die blonde Schwedin Annie, kennenlernte und im Mai 1896 auf der englischen Insel Jersey heiratete, regte sich in ihm, dem Unruhigen und Rastlosen, das Gefühl: »Nur bei deutscher Landschaft wirst du echt dichten können.« Freilich sah er damals in der Armut, in der er in Paris lebte, noch keinen Weg zurück. Zugleich schien ihm die weite Welt noch das Notwendigere und Nützlichere für seine Weiterentwicklung zu sein. Als dann vier Monate nach seiner Heirat der Vater starb und als Max zur Beisetzung in der Heimat weilte, stellte er sich abermals der Frage, wo er sein Domizil aufschlagen sollte. Er entschied sich damals für die Ferne, weil dort das Leben für seine künstlerische Arbeit bewegter auf ihn zukam und weil er glaubte, er könne mit dem Erbe in südlicher warmer Landschaft ein Anwesen erstehen und dort mit leichterer Gartenarbeit auch eine materielle Existenz begründen. Eine solche Möglichkeit erträumte sich der wirklichkeitsfremde Dichter zuerst in Mexiko.

Aber wie erging es ihm, als er alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte und nach der weiten Fahrt über den Ozean »drüben« ankam? Er gesteht: »Kaum hatte ich im Golf von Mexiko in Vera Cruz nach einer langen Seereise das tropische Festland unter den Füßen, kaum sah ich die ersten Kokospalmen in einem Baumgang der kleinen Hafenstadt, da wurde mir mit einem Schlage klar: hier werde ich nie ein deutsches Lied schreiben. Glaubst du denn, daß ich ohne Singvögel, ohne Rotkehlchen, ohne Finken und Stare, ohne Lerchen dichten kann!« So hatte es denn Max Dauthendey eilig, wieder nach Europa zurückzukehren. Freilich fand er auch hier nicht das ersehnte Dichterhaus. Umsonst durchzog er auf der Suche nach einem Heim die grie-

chische Landschaft, umsonst eilte er von Hotel zu Hotel, von Land zu Land. Bald war das väterliche Erbe verbraucht.

Es war im Mai 1898, als er dann »nach langen Irrfahrten« wieder in der Heimat landete. Er schien glücklich zu sein, daß er an einem »häuslich gedeckten Tisch« essen konnte und Wege vor den Türen sah, »die nicht ins Unbekannte führten.« Er schrieb: »Hier kannte ich die Ziele eines jeden Feldwegs und jeder Landstraße. Ich konnte meiner Frau unterwegs berichten, was uns erwartete, wenn wir vom Haus am Berg aus nach Osten, nach Westen, nach Norden oder Süden gingen. Ich fühlte bei meinen Wegen durch die Stadt, daß diese Häuser, die mir bei meinem Kinderspiel und bei meinem Schulweg zugesehen hatten, die meine Jünglingsgedanken mitgedacht hatten, und die mich nun mit meiner Frau zusammen übers Pflaster wandern sahen, daß diese Häuser mein Besitz waren. Sie waren durchdrungen und in Besitz genommen von den Gedanken meiner früher hier verlebten Jahre.«

Ein paar Monate der Ruhe – dann wurden wieder Paris, Stockholm München, Oslo, Florenz und immer wieder das geliebte Paris die Stationen der nächsten Jahre. Es waren Jahre vielfacher Not, Jahre erneuter Begegnung mit der Jugendfreundin Gertrud Rostosky, die als Malerin am Werk war und in Paris den Dichter traf, es waren auch Krisenzeiten, in denen seine Ehe mit Annie durch Not und Entfernung gefährdet war, es waren aber trotz allem auch Jahre glühender Liebe und eines leidenschaftlichen Schaffenswillens.

Und in den Werken, die in all den Wanderjahren zwischen 1892 und 1905 geschrieben wurden, waren nicht wenige, die in der Umwelt, in der Stimmung oder auch im Thema heimatlichen Klang zeigen und die beweisen, daß der Weltenwanderer auch damals oft in seinen dichterischen Träumen auf dem Fluß seiner Jugend hinabfuhr. Sein 1892 geschriebenes Drama »Das Kind« spielt, wie der Autor ausdrücklich vermerkte, in einer Würzburger Villa. Mehr aber noch als hier erklingen in den lyrischen Büchern »Ultraviolett«, »Reliquien«, »Die ewige Hochzeit«, »Singsangbuch« und »Der brennende Kalender«,

die von 1892 bis 1905 entstanden, fränkische Erinnerungen. Wenn in dem farbenbrunnenen Buch »Ultraviolett«, das mit allen Sinnen und kühnen Bildern das Leuchten unserer Erde zu ergreifen und zu spiegeln sucht, vom »Blütenleben«, vom »Frühling«, vom »Amselsang«, »Resedaduft« und »Jasmin« die Rede ist, dann denkt man sogleich an die Jugendwege Dauthendey's durch das fränkische Frühlingserwachen hin. Und die Gedichte »Reliquien«, die hauptsächlich in Schweden niedergeschrieben wurden und daher viele Stimmungen aus dem nordischen Waldland in sich tragen, atmen in ihren Versen auch fränkische Heimatluft. Es heißt da zum Beispiel: »Weiße Anemonen blicken zum blauen Himmel auf.« Oder: »Die Amsel hat gesungen, und mein Herz sang mit.« Und an anderer Stelle: »Die großen, weißen Wolken am Himmel sind mein Sonntagsschimmel, ich reite lautlos ins blaue Weite.« Und wieder: »Die Amseln haben Sonne getrunken, aus allen Gärten strahlen die Lieder.« Das sind Bilder, die Dauthendey genauso gut in Franken gefunden haben könnte. Die Liebeslieder »Die ewige Hochzeit«, 1899/1900 in Würzburg gewachsen, sind wieder auf allen Seiten voll von der fränkischen Süße, »die kleinen frommen Primeln« stehen zärtlich in den Gärten, da schlagen die Nachtigallen, bräutliche Hecken blühen neben dem Klee, auf den Apfelbäumen ist »ein rosiges Gedränge« von Blüten, und dann leuchten die »besternten Büsche des Jasmin«, die Stille des Mittags ist ausgespannt, die Julirosen duften und winken »heiter wie Göttinnen«, Falter sinken vom Himmel, »die Sommernacht ist eng voll Hollunder und wildem Rosenholz«, die »finken Brunnen singen laut«, »die Erde liegt wie eingewiegt und wie ein Himmel schwer durchblaut« – wer spürt in diesen Worten, die in die leidenschaftlichen Liebesgedichte eingeblendet sind, nicht die Pracht der fränkischen Tage! Die Lieder des »Singsangbuches«, die in den darauffolgenden Jahren hauptsächlich in Paris und in Barbizon nahe dem Wald von Fontainebleau entstanden, sind in vielen Zeilen nicht minder »fränkisch«. Weinberge, Kleefelder, Kornblumen, Windenblüten, Glühwürmchen und Stare – gewiß sah er dies alles auch in der sommerhellen französischen Sonne. Aber daß er mit dieser festlichen Na-

tur so vertraut war und ihre Erscheinungen so stimmungsstark mit seinen Liebesbekenntnissen zu verflechten verstand, dies dankte er den Jugendwegen durch das jubelnde Franken, wo er den Glanz der Wälder und Fluren zum erstmalig geschaut und gerührt hatte. Und so ist es kein Zufall, daß sich in diesem Zyklus auch das im heimatlichen Tonfall geschriebene Gedicht »Würzburgerrisch« findet. In den etwa gleichzeitig verfaßten jahreszeitlichen Zyklus »Der brennende Kalender« schmiegen sich wiederum Verse ein, die Max Dauthendey nur im fränkischen Jahr erlauscht haben konnte. Man spürt gleichsam, wie die Heimerde im Frühjahr aufbricht, wie das Maintal sich mit Akazienblüten füllt, wie die Gärten von Rosengassen gesäumt werden, wie dann im hohen Sommer die Kornfelder sich bräunen und der uralte Wald zum »Liederhaus« wird. Da lauscht man den Grillen in den Sommernächten, man wandert im nahenden Herbst über das nasse Gras mit den Herbstzeitlosen, man bangt, wenn die Nebel kommen, und dann erstarrt der novemberliche Garten, und der Frostwind »sägt mit Geklapper am Schlehgehege«. Gewiß, alle diese Bilder sind nicht nur geprägt, um die Landschaft zu verherrlichen, Dauthendey wendet sie auch an, um unermüdet neue Gleichnisse für seine tausend Liebeslieder zu finden. Aber daß er seine Gedichte so oft mit heimatlichem Landschaftsgefühl erfüllt, das ist doch auch wie ein Dank an das Schöne, das er daheim erschauen durfte. So war es denn auch nicht verwunderlich, daß der von Sorgen um seine äußerliche Existenz Gequälte im Frühjahr 1905 wiederum Zuflucht in dieser Heimat suchte und fand. Wie atmete er auf, als ihm die befreundete Familie Rostosky droben auf dem Gutshof »Neue Welt« die Tore auftat! »Hier ist es sehr mild«, frohlockte er, »und man glaubt, daß in acht Tagen die Veilchen unten im Garten herauskommen.« In fränkisch mundartlichem Anklang rühmte er an anderer Stelle: »Gestern hab ich nach Höchberg gemacht, alle Kirschbäum haben so stark ausgedünstet: das ist der Schweißgeruch in all dene Blütenhimmelbetten hab ich gedacht, wo die Stempelfräulein mit den Staubgefäßherrlein drin liegen und selig sind, daß alle Welt es von weitem riecht, denn alle Kirschbäum sind schneeweiß jetzt

von Blüten.« In der Würzburger Umgebung zwischen Höchberg, Frankenwarte und Annaschlucht streifte er umher, zum Schwanberg im Steigerwald machte er einen Ausflug, in das Forsthaus Guttenberg wanderte er, um wieder den heimatlichen Wald zu betrachten, die Fränkische Schweiz suchte er auf und zwischen alledem schrieb er an der bürgerlichen Tragödie »Frau Raufenbarth« und der Jahrmarktskomödie »Menagerie Krummholz«.

Wie das frühere Drama »Das Kind«, so ist auch die Tragödie »Frau Raufenbarth« wieder in der Würzburger Atmosphäre angesiedelt, ein Maskenfest spielt in das Geschehen hinein, auch die fränkische Mundart klingt in vielen Sätzen auf.

Ende des Jahres 1905 verließ Max Dauthendey die Heimat wieder und begab sich, unterstützt von der Familie seiner Frau, auf seine erste Weltreise, getrieben von dem Wunsch, in den Ländern und Meeren rings um den Erdball die großen Wunder unseres Sternes zu schauen und sie in seinen Dichtungen zu verewigen. Ägypten, Indien, Ceylon, China, Japan, Honolulu und Amerika waren die Stationen dieser Fahrt um die Erde. Man kann sich vorstellen, mit welcher Leidenschaft und Inbrunst der Dichter die Pyramiden, den gewaltigen Himalaya, die Zimtgärten von Ceylon, die chinesischen Tempel und die japanischen Kirschblütentänze aufnahm.

Angefüllt von diesen Erlebnissen kehrte er im August 1906 nach Franken, nach Würzburg heim. Hier blieb er dann bis zu seiner neuen und letzten Weltreise im Jahre 1914 wohnen. Nur noch kleinere Fahrten hauptsächlich nach Berlin, München und nach Italien unterbrachen diese äußerst fruchtbaren Würzburger Schaffensjahre. Er lebte zurückgezogen mit seiner Frau am Sanderring, kehrte aber auch droben auf der »Neuen Welt« ein, schrieb sich die Erlebnisse seiner Weltreise in dem umfangreichen Epos »Die geflügelte Erde« von der Seele, verfaßte das erfolgreiche Drama »Die Spielereien einer Kaiserin«, in dem er sich mit dem Schicksal der russischen Kaiserin Katharina I. auseinandersetzte, füllte die Blätter mit weiteren dramatischen Arbeiten, gestaltete angeregt von der exotischen Welt die asiatischen Geschichten des Buches »Lingam«, fand die

wundersamen »acht Gesichter am Biwasee«, japanische Liebesgeschichten von unvergänglichem Zauber, und holte aus seiner phantasievollen Erinnerung die »Geschichten aus den vier Winden«. Und dann griff er noch den Roman »Raubmenschen« an, kehrte damit zu seinem mexikanischen Erlebnis zurück – kurz er heimste aus all seinen unermüdlichen Wanderungen und Fahrten über die Länder und Meere hin die dichterischen Erträge der fernen Welt in seine Scheuern.

Und da er das Glück hatte, im Langen-Verlag gläubigen und opferbereiten Verlegern zu begegnen, vor allem auch dem verständnisvollen Korfiz Holm, so erschien nun Buch um Buch. Aber reich wurde Dauthendey trotzdem nicht – im Gegenteil, die Erträge waren nicht so groß und außerdem vermochte ein Phantast wie Dauthendey nicht in bürgerlicher Beschränkung mit dem Geld umzugehen. So war denn oft die Not bei ihm zu Hause. Er blieb auch damals nur von wenigen Freunden umgeben, die allerdings oft genug selbstlos und hilfsbereit einsprangen. Aber die offiziellen Stellen der Heimat, die örtlichen Träger der Publizität sahen es kaum, daß hier ein glühend Liebender wie ein Fremder durch die Stadt ging und trotz aller Verkenning ohne Aufhören in seiner Dichtung die Liebe zur fränkischen Mutter bekannte.

In den Werken, die seine Phantasie aus der Fremde mitbrachte und die er daheim nun mit der Feder ausgestaltete, erklang wie ein stetes Leitmotiv nach den bunten Gesichtern der Ferne das Glück der Heimkunft. So heißt es in dem Epos »Die geflügelte Erde« am Ende: »Ich kann jetzt keinen Herzschlag lang mehr auf die Heimkunft warten. Es ist als bringen mich nicht mehr die Monate, die Tage, die Stunden, – nein, die Sekunden um. Ich lese Kilometerzahl um Zahl, die sich vermindern soll. Und endlich engt sich liebevoll des Maines Tal mit seiner grünen Krümmung, Zoll um Zoll. Hier mir das Herz in Tränen aus den Augen quoll. Und nun ist die Heimat, wie der Liebsten Herz, mir angewachsen an meinen Rippen.«

Ein Dichter, der so inbrünstig sprechen kann, kehrt auch mit seinen Werken immer wieder in die Heimat zurück. So geleitet das Schauspiel »Ein Schatten fiel über den

Tisch« erneut in die Würzburger Umwelt, diesmal in das historische Jahr 1866 – und wieder erblühen in den Gedichtbüchern »Lusamgärtlein«, »Insichversunkene Lieder im Laub«, »Der weiße Schlaf« und »Weltpuk«, die zwischen 1907 und 1909 in schöpferischer Fülle aus dem Dichter sprudelten, ungezählte Verse, in denen sich der ganze Zauber Franksens enthüllt. Der Dichter der tausend Liebeslieder fand ständig neue Variationen, um die Gesichter der Ferne zu beschwören und zugleich den Wundern der fränkischen Herzmitte nachzuspüren. »Frühlingslieder aus Franken« nannte Dauthendey selber den lyrischen Kranz seines »Lusamgärtleins«, und wenn er gerade dieses Buch »dem Andenken Walthers von der Vogelweide und seinem Lusamgärtlein in Würzburg« widmete, so sprach daraus seine innige schicksalhafte Zuneigung.

Zwar münden bei diesem Lyriker der Liebe die meisten Gedichte in ein verliebtes Wort ein, der »Frauenlob« schrieb nur wenige reine Landschaftsgedichte, aber seine zärtlichen, begehrenden und flammenden Verse beginnen so oft mit einer Landschaftsstimmung, die zum Gleichnis wird für seine stets verliebte Seele. Und so gibt es tausend Bilder, die man nur begreifen und sich verdeutlichen kann, wenn man weiß, daß hier ein Dichter sang, der schon von einer ziehenden Wolke, einem Amselruf, einem reifenden Kornfeld, vom Wellengeplätscher des Flusses zu seinen Bekenntnissen angeregt wurde. Nicht von abstrakten Vorstellungen beeinflusst, sondern beglückt von den Glanzlichtern der Heimatberge, Heimatwälder und Heimatfluren formulierte er aus seinen Landschaftsimpressionen immer neue Variationen um sein Hauptthema der Liebe. Dabei war er nicht nur ein Sänger zum Lobpreis der Frauen, aus der schönen fränkischen Umwelt gewann er auch die dichterische Kraft, die Weltfestlichkeit in all ihren Erscheinungen zu rühmen, und dabei war ihm oft ein Falter, der sich auf einer Jasminolde wiegte, so wichtig wie das Rauschen eines ganzen Waldes.

Wenn man behutsam diesen Versen nachgeht, so könnte man erkennen, wo der Dichter dieses oder jenes Wort fand. Und so hat auch seine Frau Annie manches Gedicht einem bestimmten »Schauplatz« einordnen können,



der Würzburger Löwenbrücke, dem Hofgarten, dem Guttenberger Wald, dem Weg in das Kirschendorf Gerbrunn hin, dem Umkreis des Käppele, dem Leutfresserweg, dem Weg nach Randersacker, dem Schloßgut Schwanberg bei Iphofen. Nun so genau braucht er heute Nachfühlende nicht jede Örtlichkeit aufzuspüren, da im Vers des Dichters doch vieles sich wandelt und verwandelt. Aber die heimatlichen Stimmungen drängen sich einem häufig auf. So steht man beim Lesen des Gedichtes »Kommt der Frühling geschwommen« mit dem Dichter leibhaftig auf einer der altertümlichen Mainbrücken: da drängt sich oben das Volk ans Geländer und beobachtet, wie unten auf dem Mainstrom nach der Herrschaft des Winters die Eisschollen zerbrechen. So heißt es von den zuschauenden Menschen:

*»Und sie sind alle zusammengekommen,  
Und sie horchen dem Wasserschalle nach  
Wie einem großen Falle und sind beklommen,  
Und sind doch erfreut, denn auf jeder Scholle  
Kommt der Frühling geschwommen.«*

Der weckende Frühling, der reife Sommer, der welkende Herbst und schließlich der Winter mit Schnee, Eis aber auch mit seinem Weihnachtszauber – dies ist die heimatliche Melodie. Die blauen Tage mit der Sonne, die Nächte mit ihren Sternen mischen ihre Akkorde in diese Klänge. Es wird daraus eine beschwingte, oft hymnische fränkische Musik, ein Konzertieren zärtlicher Geigen und Flöten, in die sich mitunter wie von fernher das Gamelang östlicher Welten einfügt.

In dem Gedicht »Daheim« scheint dann der Sänger der zärtlichen Zwischentöne, der lodernen Farben, der schwebenden Düfte zur Ruhe und zum Frieden zu kommen:

*»Der großen Meere Meilenmasse  
Rief mich zu Wundern und Genuß. –  
Jetzt kehrt ich heim, sitz im Gelasse  
Und horch vom Fenster hin zum Fluß.*

*Sah Erdenvolk und Götterberge,  
Folgte der Sehnsucht Geisterfuß. –  
Der Heimathügel schlichte Zwerge  
Belächeln mich heut überm Fluß.*

*Des nächtens locken da noch Straßen,  
Drauf ziehen Mond und Sirius. –*

*Kann jetzt die Welten wandern lassen  
Und schau vom Fenster zu am Fluß.*

*Weiß jetzt, am Erdsaum wachsen Wüsten.  
Stumm wird, wer fremdhin wünschen muß. –  
Heimat, von deinen heiligen Brüsten  
Eil nur mein Lied fort übern Fluß.«*

Bei dieser inneren Heimkehr wird es begreiflich, daß in jenen Jahren dort in der Wohnung am Würzburger Sanderring und auf der Terrasse der »Neuen Welt« sich der Dichter auch im Thematischen in mehreren entscheidenden Werken noch enger an die Heimat schmiegte. Von der Lyrik ist gesprochen worden. Aus dem Bereich des Dramas muß noch auf das Werk »Die Heidin Geilane« verwiesen werden, in dem sich Dauthendey um das Schicksal des Frankenapostels Kilian bemühte. Vornehmlich sei hier aber doch noch von zwei Büchern die Rede, die den feinsinnigen und bezaubernden Dichter exotischer Novellen nun bei der Abfassung fränkischer Prosawerke zeigen sollen. Es sind die Bücher »Der Geist meines Vaters« und »Gedankengut aus meinen Wanderjahren«, die sich in den Jahren 1911 bis 1913 rundeten.

In dem Buch »Der Geist meines Vaters« setzte Max Dauthendey der kraftvollen Persönlichkeit des Vaters ein bleibendes Denkmal. Er erzählt hier von den Anfängen der fotografischen Bildkunst, erhellt das Wesen des Vaters und zugleich seine eigene innere Entwicklung zum Dichter, er gibt uns aber auch mit beschwingten Worten so viele reizvolle Bilder aus der fränkischen Heimat, daß das Buch zu einem gütigen Dokument Würzburger Lebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden ist. Wer in die fränkische Atmosphäre unserer Väter oder Großväter zurückkehren will, wird dieses Buch heute noch mit reiner Freude lesen können. Denn es ist auch sprachlich so durchgeformt und modern anmutend, daß stets das bleibend Menschliche sich vor das Vergängliche stellt. Mit dieser Schöpfung hat Dauthendey der Heimat seinen besonderen unvergänglichen Dank abgestattet. Er hat damit nicht nur den Geist des Vaters bewahrt, er hat auch das Leuchten über seiner Vaterstadt mit dichterischer Sprache festgehalten.

Das biographisch anschließende Buch »Gedankengut aus meinen Wanderjahren«

führt schon dem Thema gemäß aus der fränkischen Landschaft in die Weite. Dauthendey schrieb es in Würzburg aus der Erkenntnis: »Die Heimatluft ist mir noch nie untreu gewesen. Immer gab sie mir Arbeitsfrieden, wenn ich nur recht eindringlich danach verlangte.« Als er dann noch infolge eines Unfalls wochenlang im Bett liegen mußte, schweifete er von seinem Würzburger Krankenzimmer aus mit dem werdenden Buch zu jenen Städten und Landschaften hin, die er durchstreift hatte. Aber bei aller Weite stehen auch auf diesen Blättern genug heimatische Beschwörungen, auch durch dieses Buch strömt der alte Main, auch hierin rauschen die fränkischen Waldberge, und Marienberg und Käppele stehen wie Wahrzeichen darüber. Der Gutshof »Neue Welt« ist ebenfalls in die gedanklichen Erwägungen und philosophischen Exkurse eingebettet. Da ist wieder die aussichtsreiche Terrasse: davor die Felder, das hohe Korn und der saftige Klee, und darüber im August dunkle Gewitterwolken, im Tal aber glühender Nachmittagssonnenschein. Die Würzburger »Glocken haben mich gut in die alten Zeiten hineingesungen«, schrieb er selbst, »so daß ich sie im Geist immer weitersingen höre, auch wenn sie mittags nicht mehr läuten und nicht mehr melodisch brausend mein Zimmer umkreisen.« Ihr Läuten verfolgte ihn bei der Ausfahrt aus der Heimat, ihr Läuten empfing ihn wieder bei der Heimkehr. So fand er gerade in diesem Wanderbuch die innigsten Sätze über seine Verbundenheit mit dem Frankenland. Er erinnerte sich der Stunde, da die »Heimatsehnsucht«, wie er sagte, in ihm ausbrach, und bekannte aus der Pariser Zeit: »Ein tiefes Heimweh wurde mir zum erstenmal bewußt. Dieses Heimweh war schon lange irgendwo in meinem Dasein wie eine offene blutende Wunde gewesen. Es war mir, als hätte ich plötzlich Blut an meinen Fingern entdeckt, und wußte jetzt erst, daß ich verwundet war. Und ich erschrak.« Und aus der Zeit seiner mexikanischen Reise gestand er: »Es war mir, als läge mitten im Urweltgebrause des Ozeans irgendwo ganz nah das freundliche sonnenbeleuchtete Maintal mit den Türmen der Vaterstadt und mit den Weinbergen.« Er öffnete sein Herz: »Die Heimat stand mir bei allen Reisen immer wieder als Endziel vor

Augen. Und die Heimat gab mit die Verinnerlichung und die rechte Lebensandacht.« Beglückt erklärte er: »Ich bin zufriedener, endlich in der Heimat angekommen zu sein.«

Darum wurde es nur ein folgerichtiger Entschluß, daß sich Max Dauthendey in den letzten Friedensjahren vor dem ersten Weltkrieg vornahm, auf der Höhe des Nikolausberges eigenen Grund zu kaufen und sich ein Dichterhaus bauen zu lassen. Er hatte gerade ein paar hundert Mark Honorar bekommen und erstand im plötzlichen Entschluß da droben fern der Stadt ein Grundstück. Der Wirklichkeitsfremde dachte nicht daran, ob er auch die für den Haushalt notwendigen Wasseranschlüsse erhalten könne, ihm genügte die wundersame Aussicht auf den Saum des Guttenberger Waldes. Tatsächlich wurde das Haus erbaut. Dauthendey schrieb im Dezember 1912 an einen Freund: »Ich habe diesen Sommer ein von mir gezeichnetes Häuschen in einem Seitental des Guttenberger Waldes bauen lassen.«

So schien Max Dauthendey mit diesem Waldhaus endgültig in die fränkische Landschaft heimgekehrt zu sein. Aber eine schwere kaum tragbare Schuldenlast war dem Anwesen aufgebürdet. Zuerst war der neue Besitzer trotzdem glücklich. Es störte den Dichter nicht, daß das Trinkwasser aus der nächsten Ortschaft herbeigefahren werden mußte. Aus diesem Dorf Höchberg holte man auch die Lebensmittel. Gelegentlich kamen durch den düsteren Guckelegraben Freunde wie Gertrud Rostosky und deren Mutter von der »Neuen Welt« her. So hätte das Waldhaus trotz allem eine Stätte der Arbeit und der dichterischen Träume werden können.

Aber dann kamen graue Regentage, einformige Regenwochen. »Im Mai schon hatte ein strömender Regen eingesetzt«, schrieb Dauthendey, »und es regnete weiter. Es regnete den Juli, es regnete im August, fortgesetzt ohne Ende, Tag und Nacht.« Der empfindsame sonnenselige Dichter, der sich bei den unergründlichen Wegen in seinem Haus wie ein Gefangener vorkam, wurde von diesem Wetter aus seinem »verschwiegenen Waldnest« Ende August 1913 fortgejagt, er sehnte sich nach dem italienischen Himmelsblau. Aber es war wohl nicht der Regen allein, der

ihm den Gedanken eingab, noch einmal auf die sieben Ozeane hinauszufahren. Er hatte in den vergangenen Jahren in seinem Epos »Die geflügelte Erde« die früheren Reisebilder verarbeitet, er hatte den Duft und den Perlmuttertschimmer der fernöstlichen Welt in einem Bündel von Novellen eingefangen, er hatte dramatische Träume geformt und nahezu Tag für Tag seine Liebe in immer neuen Versen ausgesungen und nun hatte er auch die beiden Erinnerungsbücher vom »Geist meines Vaters« und von seinen »Wanderjahren« fertig. Es war so, als hätte er das Drängende gesagt und müßte nochmals fernen Ufern zusteuern, um erneut Zeugnis der erlebten Weltfestlichkeit ablegen zu können. Dazu kam die lastende Hypothek auf dem Haus. »Dieser Hausbau«, meinte später seine Frau Annie, »war die Triebfeder zur letzten Reise. Er hoffte durch neue Eindrücke, mit neuen Büchern die Baukosten decken zu können.« Als er nun mit Hilfe des Norddeutschen Lloyd und seines Verlages im Frühjahr 1914 zu seiner letzten Reise aufbrach, richtete er auch mehrere Abschiedsbriefe an die Malerin Gertrud Rostoky. Manche Stelle darin klingt wie leichtsinnig und ein wenig frivol. Da heißt es: »Wenn es mir aber ganz besonders gut unter den Kokosnüssen in Neu-Guinea gefällt, bleibe ich dann als »verschollen« auf der schönsten Insel sitzen. Und ihr müßt meine Totenfeier mit Lampions und Randersackerer Wein recht gemütlich begehen.« Oder in einem anderen Brief, in dem er über das gleiche anzusteuern Neu-Guinea meinte: »Wie malerisch man dort in allen Regenbogenfarben sterben kann!« Aus diesen scheinbar so leicht hingeworfenen Sätzen klingt doch eine gewisse Angst, daß diesmal das Fortgehen von daheim zu einem dauernden Abschied werden könnte. Es war wie eine bange Ahnung, die auch der auf dem Schiff ein Stück mitreisende Lyriker Oskar Loerke fühlte. »In jenen Wochen war Dauthendey schon immer beschattet«, erzählte Loerke später über diese gemeinsame Ausfahrt, »das Rationale in ihm suchte etwaigen Gefahren vorzubeugen, die seinem schicksalhaft notwendigen Drange, über dem Planeten zu ziehen, entgegen sein konnten.«

Ein schicksalhaft notwendiger Drang – das war es, was unseren Poeten aus dem Wald-

haus fortgeführt hatte. Port Said, Colombo – das waren die ersten Stationen dieser letzten Reise, von der uns zahlreiche Tagebuchseiten, Gedichte und Briefe berichten. Noch im Frieden erreichte er Java, er füllte wieder den Spiegel seiner Seele mit den Bildern der Tropen. »Ich habe unendlich viel erlebt«, schrieb er damals heim, und trotzdem wollte er noch Neu-Guinea sehen, um darüber im Winter Vorträge halten zu können. »Mitte September komme ich wieder vor den Toren von Würzburg an«, meinte er hier noch am 30. Juli. Bald darauf aber erreichte ihn in der fernen Südsee die Nachricht vom Ausbruch des ersten Weltkrieges, und damit begann zwischen Sumatra und Java sein Leidens- und Todesweg, da es ihm infolge der harten Kriegsgesetze nicht möglich war, die ferne Heimat zu erreichen.

Als seine Briefe aus dieser Zeit, die später mit anderen Briefen in die Bände »Ein Herz im Lärm der Welt« und »Mich ruft dein Bild« oder mit Tagebüchern und Aufzeichnungen in den Band »Letzte Reise« eingingen, sowie die Verse, die in der Tropenglut entstanden, bezeugen, wie nun da draußen in der scheinbar paradiesischen Verbannung das Heimweh mehr und mehr wuchs. Ja, wie eine große übermächtige Gewalt erstand die Heimat vor dem schmachtenden Dichter, dort allein schienen ihm Liebe und Geborgenheit zu sein. Zwar gaben auch noch die Tropen dem fein Empfindenden neue Werke, wie »Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerland« oder so köstliche Naturstücke wie die »Smeroe-Besteigung« – zwar schenkten sie ihm auch noch das »Lied der Weltfestlichkeit« – aber die erregendsten Seiten dieser Jahre sind jene Tagebücher, Briefe und Verse, die ihm die Not des Krieges und die Qual des Heimwehs diktierten. Man könnte mit solchen Zeugnissen seiner verzehrenden Sehnsucht nach dem Frankenland viele Seiten füllen. Hier nur als Beispiel einige von diesen Worten und Versen.

Im Jahre 1915 dichtete er:

»Meine Brust ist von Sorgen eng umbunden,  
Inwendig bluten mir stehende Wunden.  
Ich kann noch kein Ende der Krankheit sehen.  
Werd ich je froh auf den Füßen stehen?

Das Fieber des Krieges, Heimweh und  
Sehnen, –

Ich dulde stumm mit verbissenen Zähnen.«

Im gleichen Jahr rief er aus: »Ach, wenn ich doch nur schon wieder in meiner sanfteren deutschen Waldheimat im Guckelesgrabenhäuschen im Guttenbergerwald bei Würzburg friedlich mit Annie in meinem Garten zur Nachtigallenstunde auf meinen Gartenbänken in meinem Hügelgarten unter meinen Obstbäumen und beim aufgehenden stillen deutschen Mond ausruhen dürfte von all dem Tropenlärm.«

Wie hoffte er auf den Frieden, weil er von ihm die Rückkehr erwartete! Nach allen Seiten sandte er Hilferufe, um auf einem neutralen Weg heimzukommen. Vergebens! »Ach, warum kann mein Vaterland mir nicht auch nach Hause helfen«, seufzte er. »Ich halte den Druck bald nicht mehr aus.« Mit diesen und ähnlichen Worten offenbarte sich sein Heimverlangen immer glühender, es wurde immer mehr zu einer schweren Krankheit, die sich später mit der Malaria verbündete, um den zarten Dichter zu fällen.

Mit dem ausweitenden Krieg wurde die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr geringer. Und so lösten sich aufs neue trauernde Verse von den Lippen des Dichters:

»Dies Land um mich ist versunken,  
Erinnern macht mich schauern.  
Mein Herzschlag ist heimwehtrunken.  
Ich seh durch Berg und Mauern.«

Oder an anderer Stelle:

»Ach, im Hügelland am alten Main,  
In dem Rebenland im frohen Franken  
Möchte ich mit beiden Füßen sein  
Nicht nur mit dem sehrenden Gedanken.«

Im April 1917 sprach Dauthendey, der zugleich von fieberheißen Malariaanfällen heimgesucht wurde, von der »Folter«, die er durch Sehnsucht und Heimweh gelitten hat, und im Oktober des gleichen Jahres vertraute er seinem Tagebuch die Worte an: »Ich bin so müde vom allem. Müde vom Sehnen, müde vom Warten, müde vom Heimweh, müde vom Gram.« Und im Januar 1918 stöhnte er auf: »Es ist zu lang, diese vierjährige Trennung von Frau und Heimat! Ein deutscher Dichter gehört in deutsches Land, unter deutsche Bäume und deutsche Wolken.«

Der Krieg ward ihm zu einem »Weltkummer«. Er rätselte in seiner Verzweiflung, wie dieses Leid ein Ende finden sollte. Seine innere Not wurde so groß, daß er in einem Blatt aus dem Mai 1918 aufschrie: »Ich leide so sehr an Sehnsucht und Heimweh, ich möchte in den Garten stürzen, mich auf die Erde werfen, das Gras rauhen und schreien, schreien. Ich bin so gequält von meinem Herzleid. Ich bin ganz zerschlagen von dem unstillbaren Drang: »Heim.«

Wie heißt es in den »Liedern der Trennung«, diesen erschütternden Zeugnissen aus den Jahren 1914 bis 1918:

»Ich sitze in einem großen Baum,  
Weit greifen die Äste zum Himmelsraum.  
So klammern sich meine Gedanken ins Leere  
Zur Heimat fort über luftige Meere.

Der Wind nur belebt grüner Blätter Schar,  
Und er bewegt am Haupt mein Haar.  
Mein Blut, das erstarrt, horcht aufgetaut,  
Es sucht im Wind einen Heimatlaut.«

»O, ein Schluck Heimatfrische“, rief er verlangend aus, bis er schließlich die erschütternden Verse fand:

»Um einen Büschel deutsches Gras zu sehen,  
Möcht ich mir beide Füße wundrot gehen.«

Kann jemand mit ergreifenderen Versen von seinem Heimweh sprechen? Es währte nicht mehr lange – am 29. August 1918 starb Max Dauthendey in Malang auf Java, vom Fieber und der Heimatssehnsucht überwältigt.

Erst viel später, im Mai des Jahres 1930 holte die Stadt Würzburg ihren großen Toten, an dem man zu Lebzeiten so oft achtlos vorbeigegangen war, heim in die fränkische Erde. Man wollte ihm im Kreuzgang des ehemaligen Lusatengartens, das der Überlieferung nach auch Walther von der Vogelweide einst aufgenommen hatte, eine würdige bleibende Gedächtnis- und Begräbnisstätte geben.

Die Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945 unterbrach die Ruhe des Dichters noch einmal er wurde nach dem zweiten Weltkrieg im Jahr 1951 in das Familiengrab auf dem Würzburger Friedhof umgebettet. Er ruht dort nach seiner bewegten Erdenfahrt unter den vielen anderen, die gleich ihm den fränkischen Frühling mit seiner verschwenderi-

schen Pracht aufblühen sahen, die durch die hohen fränkischen Sonnentage des Sommers schritten, die den Herbst über den Wäldern aufflammen sahen und den weihnachtlichen Winterzauber im Frankenland erlebten. Dort in der Totenstadt des Friedhofes steht nun sein Name neben tausend anderen.

Sein Name steht aber zugleich noch immer unverblühen vor den Geschichten, die er aus der Ferne heimtrug, steht auf Blättern, die er verliebten Herzens seinem Frankenland geschenkt hat – und steht noch immer auf Büchern, die seine Lebensspur nachzeichnen, weil eben die Flamme dieses gefährdeten und zerbrechlichen Lebens so hell und rein strahlte. Mit seinem Schicksalsweg zwischen der fränkischen Heimat und den Ozeanen, den Ländern der Ferne ist das Dasein Max Dauthendey's zu einem so eigenartigen, be-

zaubernden und melodienreichen Werk geworden. Darum klingen und singen aus seinen Büchern noch heute die verliebten Worte des Dichters: Wahrhaftig, es schlägt in ihnen noch sein Herz.

Wie einst scheint noch immer seine Stimme zur Heimat zu sprechen. Und wir hören deutlich die hingebenden Worte:

»Bin dir immer treu geblieben.«

Dr. Hermann Gerstner, Adalbert-Stifter-Straße 3,  
8022 Grünwald

Literaturangaben siehe »Quellenverzeichnis« in dem von Hermann Gerstner herausgegebenen Buch »Max Dauthendey: Sieben Meere nahmen mich auf«; Langen-Müller Verlag, München-Wien

Walter Roßdeutscher

## Würzburg und St. Petersburg Kindheits-''Welten'' des Dichters Max Dauthendey 1867–1918

Zur 125jährigen Geburtstagswiederkehr des Würzburger Dichters Max Dauthendey rücken Stätten und Städte seines Lebens und Schaffens ins Bewußtsein seiner Freunde.

Unser geliebtes WÜRZBURG ist ihm Geburts- und Vaterstadt – und mit dem fernen ST. PETERSBURG verbindet ihn ein vorwiegend geistiges Band.

In luftiger Höhe, am Leutfresserweg, entrickt der Stadt im Tal, thront der Gutshof "Neue Welt". Ein Schicksalsort der Würzburger Kindheit des kleinen Max. Denn fern der Familie drunten im großen Haus am Main verbringt die lungenkranke Mutter des Knaben hier die ihr verbliebene kurze Zeit. Als Max sechs Jahre alt ist, stirbt sie in der Abgeschiedenheit des stillen Ortes.

Der sensible Knabe vermißt die Mutter schmerzlich. In stets liebevoller Erinnerung

hält er aus dem später erfahrenen Wissen über ihre Herkunft folgendes fest:

"St. Petersburg 1837 am 11. Mai! An einem Maitag an der Newa, als die Sonne auf der goldenen Kuppel der Isaakskathedrale glänzte und das Newawasser die letzten Eisschollen aus dem Ladogasee zur Ostsee hintrieb, wurde meine Mutter geboren. Sie war ein Kind deutscher Kolonisten, die zur Zeit Peters des Großen aus Süddeutschland, aus Hanau, kamen und sich in Petersburg niederließen. Die Eingewanderten waren ihrem Beruf nach Wollenweber und Orgelbauer.

Die "russische Zeit" seiner Eltern, die sie ihm in Kindheitstagen übermittelt haben, blieb in ihm lebendig:

"Ich erinnere mich aus meiner ersten Jugendzeit, daß es mir nie richtig klar wurde, ob ich eigentlich nach Rußland oder nach Deutschland gehörte, denn unser ganzer